

# Die große Gespenster-Vertreibung

Im Römer sind die Exorzisten am Werk. Die Nazi-Lerche Agnes Miegel wurde schon aus der Liste der Goethe-Preisträger gestrichen. Einige weitere Verdächtige könnten folgen.

Von Hans Riebsamen

Die in Königsberg geborene Schriftstellerin Agnes Miegel ist nach dem Krieg eine Heroine der Flüchtlinge und Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten gewesen. In manchem Briefmarkenalbum steckt noch die Sondermarke mit ihrem Porträt, herausgegeben von der Deutschen Bundespost im Jahr 1979 aus Anlass ihres 100. Geburtstags. Erst zwei Jahrzehnte später dämmerte es zumindest den Verantwortlichen in den vielen Kommunen, die eine Straße nach der Autorin benannt hatten, langsam, dass sie sich auf diese Weise einen braunen Fleck in die Stadt geholt hatten. Denn Agnes Miegel war eine Nationalsozialistin erster Güte.

Nachdem die Nazis ranghohe Künstler wie Thomas Mann und Franz Werfel zum Austritt genötigt hatten, beriefen sie wohlgefällige Verseschmiede und Heimatdichter in den Vorstand der preußischen Akademie der Künste, darunter Agnes Miegel. Diese unterschrieb denn auch neben 87 anderen streng arisch gesinnten Schriftstellern ein Gelöbnis treuester Gefolgschaft für Adolf Hitler. Die Verehrung des Führers nahm bei Miegel hymnische Ausmaße an: „Laß in deine Hand, / Führer, uns vor aller Welt bekennen, / Du und wir, / nie mehr zu trennen / stehen ein für unser deutsches Land.“

„Wir werden ein nationalsozialistischer Staat sein – oder wir werden nicht sein“, dozierte die Miegel schon 1934. Am Ende war der Nazi-Staat dahin, aber die Miegel war immer noch eine angesehene Dichterin. Erst ein halbes Jahrhundert nach dem Untergang des „Dritten Reichs“ wurde den Deutschen klar, dass sie lange einer Nazi-Hofdichterin die Ehre erwiesen hatten. Stadt für Stadt wurden schließlich die Schilder der Agnes-Miegel-Straßen abmontiert.

In Frankfurt musste zwar keine Agnes-Miegel-Straße umbenannt werden. Dafür steht der Name bis heute in der Liste der Goethe-Preisträger. Die Führer-Lerche, die so gut den Nazi-Ton flöten konnte, war nämlich 1940 mit dem Goethe-Preis der Stadt Frankfurt ausgezeichnet worden. Aber erst jetzt hat der Magistrat auf Antrag der Räter-Fraktion und auf Beschluss der Stadtverordnetenversammlung Agnes Miegel aus dem Verzeichnis der Goethe-Preisträger gestrichen. Formell aberkannt wird der Dichterin der Preis allerdings nicht, und die 10 000 Reichsmark, die sie damals erhielt, fordert die Stadt auch nicht zurück. Das wäre nur zu ihren Lebzeiten möglich gewesen, heißt es im Magistratsbericht.

Immerhin ist das Miegel-Gespenst endlich vertrieben – beziehungsweise gestrichen. Die Entnazifizierung wird sieben Jahrzehnte nach dem großen Zusammenbruch wiederaufgenommen – dieses Mal ohne Gnade und Persilschein. Da ist



Nazi-Dichterin: Agnes Miegel, hier bei der Verleihung des Goethe-Preises mit Oberbürgermeister Friedrich Krebs, sang gerne das Hohelied auf den Führer.

Fotos F.A.Z.



Preisträger: Erwin Guido Kolbenheyer (links) war ein echter Nazi, Hans Carossa (Mitte) ging in die innere Emigration, und Hans Pfitzner blieb uneinsichtig.

es Agnes Miegel ähnlich ergangen wie vor zwei Jahren Paul von Hindenburg, der als Ehrenbürger der Stadt Frankfurt aus der Liste entfernt wurde. Wahrscheinlich muss auch der im Hinblick auf seine Verdienste ohnehin etwas fragwürdige Ehrenbürger Bruno Schubert bald daran glauben. Der hat zwar keine braune Flecken auf der politisch weißen Weste, aber er unterhielt Schwarzgeldkonten in der Schweiz, wie sich nach seinem Tod herausgestellt hat.

Aber auch bei den Goethe-Preisträgern ist die Arbeit noch längst nicht beendet. Ein Blick auf die Liste der verbliebenen Preisträger aus der Nazizeit ge-

nügt, um das zu erkennen: 1934 wurde zum Beispiel Hans Pfitzner ausgezeichnet, deutscher Komponist und Verfasser politischer und theoretischer Schriften und Frankfurt dadurch verbunden, dass er am Hoch'schen Konservatorium studiert hatte. Kurz vor Kriegsende im August nahm ihn Hitler in die Liste der „Gottbegnadeten“ auf, die nicht zur Wehrmacht eingezogen werden durften.

Pfitzner steht zwar künstlerisch weit unter Richard Wagner, aber er hatte mit dem Meister aus Bayreuth zumindest gemeinsam, dass er keine Juden im deutschen Musikleben dulden wollte. Zu seiner ewigen Schande gereicht ihm sein

Werk „Krakauer Begrüßung“ von 1944, eine musikalische Hommage an seinen Freund Hans Frank, Chef des Generalgouvernements und als solcher berüchtigt als „Schlächter von Polen“. Auch die deutsche Niederlage ließ den Komponisten nicht klüger werden, noch im Juni 1945 rechtfertigte er Hitlers Antisemitismus: „Das Weltjudentum ist ein Problem & zwar ein Rassenproblem, aber nicht nur ein solches, & es wird noch einmal aufgegriffen werden, wobei man sich Hitlers erinnern wird & ihn anders sehen.“

Ein viel kleinerer Fisch in literarischer und politischer Hinsicht ist dagegen der deutsch-schweizerische Schriftsteller Hermann Stegemann, Goethe-Preisträger von 1935, der die nationalsozialistische Machtergreifung damals begrüßte. Als Schriftsteller ebenfalls als drittklassig einzustufen ist der 1937 mit dem Goethe-Preis ausgezeichnete Erwin Guido Kolbenheyer, ein in der Wolle gebräunter Nationalsozialist, der vom Führer ebenfalls zum „Gottbegnadeten“ erhoben wurde und auch nach dem Krieg uneinsichtig blieb.

Schwieriger zu beurteilen ist der Fall von Hans Carossa, Goethe-Preisträger von 1938, der sich zwar 1941 zum Präsidenten der nationalsozialistischen „Europäischen Schriftsteller-Vereinigung“ wählen ließ und auch zum „Gottbegnadeten“ geadelt wurde, sich innerlich aber vom Regime distanzierte und ge-

meinhin als Schriftsteller der inneren Emigration gilt. Dagegen identifizierte sich der Goethe-Preisträger von 1941, der von Anfang an völkisch-nationale und von Hitler hochgeschätzte Schriftsteller Wilhelm Schäfer, sehr wohl mit der nationalsozialistischen Ideologie und wirkte willig mit im NS-Kulturbetrieb.

All diese Namen dürften nun bald aus der Preisträger-Liste verschwinden. Vielleicht werden die Anhänger der großen Reinigung ja irgendwann sogar auf die Idee kommen, den Nazi-Oberbürgermeister Friedrich Krebs aus der Liste der Frankfurter Stadtoberhäupter zu entfernen. Am Ende bliebe dann nur noch Adolf Hitler übrig. Ihn aus der Liste der deutschen Kanzler auszuaradieren, liegt allerdings nicht in der Macht der Frankfurter Namensstreicher.

Und dann ist da ja auch noch das Problem mit dem Internet. Das vergisst auch jene nicht, die die Frankfurter aus ihren Ehrenlisten entfernt haben. Vielleicht sollte die Stadtregierung zumindest einmal mit Wikipedia darüber verhandeln. Am Ende aber werden alle Bemühungen um politische Hygiene wohl nichts nützen. Denn Agnes Miegel war nun einmal Goethe-Preisträgerin, ebenso wie Friedrich Krebs Oberbürgermeister und Adolf Hitler Reichskanzler. Daran ist nichts mehr zu ändern. Geschichte lässt sich leider nicht ungeschehen machen. Auch nicht NS-Geschichte.

## Hilfen nach der Diagnose Krebs

„Projekt Schmetterling“ besteht seit zehn Jahren

Wenn Patienten erfahren, dass sie Krebs haben, trifft sie das meist wie ein Schlag, und sie geraten in einen Ausnahmezustand. Jene, für die die Situation zu belastend ist, erhalten im Universitären Centrum für Tumorerkrankungen an der Universitätsklinik Hilfe von Psychoonkologen. Unter der Leitung von Bianca Senf arbeiten dort insgesamt acht besonders ausgebildete Therapeuten. Ermöglicht wird ihre Arbeit vom Verein „Projekt Schmetterling“, der gestern sein zehnjähriges Bestehen mit einer Feierstunde im Hotel Intercontinental begangen hat.

Zunächst gehe es darum, den Patienten den Stress zu nehmen, sagt Senf. „Viele sind schon erleichtert, wenn wir ihnen klarmachen, dass sie zu ihren Gefühlen stehen dürfen.“ Sie sollten sich nicht für ihre Angst, Sorgen oder Traurigkeit schämen. Im Gespräch wird die Erkrankung keinesfalls verharmlost, wie die Psychologin hervorhebt. Es gehe vielmehr darum, den Patienten Möglichkeiten für das Weiterleben zu eröffnen. „Wir entwickeln mit ihnen eine Art Navigationssystem.“

Dafür müssen die Patienten genau benennen, was ihnen Angst macht oder Sorge bereitet. Zusammen mit dem Therapeuten werden dann Prioritätenlisten und Strategien entwickelt, um mit den Belastungen umgehen zu können. Die einen wüssten nicht, ob und wie sie Kindern und Angehörigen von der Erkrankung berichten sollten, andere müssten sich zwischen möglichen Therapien entscheiden, berichtet Senf. Im Gespräch werde das Vorgehen beraten. So bekämen die Patienten „wieder die Zügel in die Hand“, fänden Halt. Das stärke ihre Lebensenergie und lege Ressourcen frei. Die brauchen sie nach Ansicht von Senf, um die schwierigsten Aufgabe zu bewältigen: „Mit der Bedrohung leben zu lernen.“

Den Betroffenen Hoffnung zu geben und ihren Willen zur Krankheitsbewältigung zu fördern sind auch die Ziele des Vereins „Projekt Schmetterling“, wie der Vorsitzende Bernhard Lämpke gestern sagte. Das Motto laute: „Mit der Diagnose Krebs hin zum Leben“. Schaffen wolle man dies mit positiven Erlebnissen – für Patienten ebenso wie für die Spender.

Der Verein organisiert verschiedene Veranstaltungen von Konzerten über Theateraufführungen bis zu Golfturnieren. In diesem Jahr beteiligt er sich zum Beispiel Ende Mai am „Duck-Race“ des Lions Clubs auf dem Main und organisiert zwei Golfturniere im September, eines auf Hof Hausen in Hofheim, das andere auf Gut Wissmannshof im nordhessischen Staufenberg. Aus den Einnahmen und Spenden wird dann die psychoonkologische Betreuung an drei Standorten gefördert: an der Frankfurter Universitätsklinik, der Mainzer Universitätsmedizin und den Asklepios-Kliniken in Nordhessen.

Entstanden ist das „Projekt Schmetterling“ schon im Jahr 2000 auf Initiative der ehemaligen CDU-Stadtvorordneten Karin Meulenbergh. Zunächst wurden zwei Stellen für Psychoonkologinnen an der universitären Frauenklinik geschaffen und über Jahre mit insgesamt 500 000 Euro finanziert. Als an der Uniklinik ein Zentrum für die onkologische Behandlung gegründet werden sollte, entschlossen sich die Beteiligten, die Förderung auszuweiten. Dafür gründeten 2007 insgesamt 15 Mitglieder den Verein – heute sind es 165. Es wurden insgesamt eine Million Euro gesammelt und 18 000 ratsuchenden Patienten und Angehörigen zusammen 40 000 Gespräche ermöglicht.

Allein an der Frankfurter Universitätsklinik konnten im vergangenen Jahr 2411 psychoonkologische Gespräche geführt werden, so Christian Brandts, Leiter des Krebszentrums. Die Ratsuchenden waren zu zwei Dritteln Frauen und zu zwei Drittel stationär betreute Patienten. Bei 15 bis 20 Prozent der Beratenden handelte es sich um Angehörige von Patienten.

Obwohl die psychoonkologische Beratung anerkannt und sogar im nationalen Krebsplan von 2008 vorgeschrieben ist, übernehmen die Krankenkassen nur einen Bruchteil der Kosten. Das müsse sich ändern, forderte Lämpke. Im Sinne von Bundespräsident Joachim Gauck wolle man als gemeinnütziger Verein nicht Lückenbüßer für den Staat sein, sondern innovative Projekte fördern. So solle künftig die Beratung von Kindern krebserkrankter Eltern, anderen Angehörigen und ambulanten Patienten gefördert werden. Außerdem wolle man Patienten betreuen, die nach einer Mund-, Kiefer- oder Gesichtsoperation entsetzt seien.

In Mainz wird die Psychoonkologie nach einer Anschubfinanzierung des „Projekts Schmetterling“ über 160 000 Euro von der Universitätsmedizin getragen, wie Abteilungsleiter Andreas Werner berichtete. Um die Kosten nachweisen zu können, habe man dort interne Abrechnungsziffern geschaffen. Damit wolle man in die Budgetverhandlungen mit den Krankenkassen gehen. Bisher werde von diesen nur die Behandlung von psychischen Erkrankungen bezahlt. Doch die Patienten seien nicht krank, sie hätten lediglich Beratungsbedarf nach der erschütternden Diagnose, hoben Werner und Senf hervor. Wenn sie ihnen eine psychische Störung attestiere, so Senf, würden sie stigmatisiert und hätten künftig Schwierigkeiten im Alltagsleben, zum Beispiel beim Abschluss von Versicherungen. iff.

## Ein Ehepaar auf Virenjagd

Amerikanische Forscher mit Paul Ehrlich-Preis ausgezeichnet / Nachwuchspreis für mögliche Gentherapie eines Augenleidens

Es gibt zwei Antworten auf die Frage, wie man ein erfolgreiches Forscher-Ehepaar wird. Die kurze kommt von Yuan Chang: „Wir mögen einander.“ Chungs Mann Patrick Moore holt ein bisschen weiter aus: Für ihn sind die Unterschiede entscheidend, die es ihnen erlauben, sich einem Problem von mehreren Seiten zu nähern. Moore und Chang haben verschiedene Ausbildungen; er ist Epidemiologe, sie Pathologin. Gemeinsam suchen sie nach Viren, die Krebs erzeugen, und nutzen dafür die Methoden ihrer jeweiligen Fachrichtung.

Für zwei ihrer Entdeckungen sind die amerikanischen Professoren jetzt mit einem der wichtigsten deutschen Medizinpreise belohnt worden: Gestern erhielten Chang und Moore in der Paulskirche den Paul Ehrlich- und Ludwig Darmstaedter-Preis. Erstmals ist er in diesem Jahr mit 120 000 Euro dotiert; das Bundesgesundheitsministerium und private Förderer, die die Auszeichnung finanzieren, haben ihre Beiträge um je 10 000 Euro erhöht.

Die beiden Wissenschaftler, die an der Universität Pittsburgh arbeiten, konnten zwei Hautkrebs auslösende Viren identifizieren: das Humane Herpesvirus HHV 8 und das Merkelzell-Polyomavirus. HHV 8 verursacht das Kaposi-Sarkom, eine Tumor-Art, die in den achtziger Jahren als augenfälligstes Symptom von Aids bekannt wurde. Chang und Moore enttarnten 1994 die Virus-Gene in der Erbsubstanz befälliger Zellen durch ein Ausschlussverfahren: Sie trennten im La-



Foto Helmut Fricke

Kampf gegen Krebs: Die amerikanischen Professoren Yuan Chang und Patrick Moore wurden für ihre Forschungen an Tumorigenen geehrt.

hochwirksamen Medikamenten haben. In den Industrieländern ist die Zahl der von Viren ausgelösten Tumoren geringer. Dass etwa Brust-, Prostata- und Lungenkrebs auf diese Weise entstehen, hält Chang für unwahrscheinlich. „Virusbedingter Krebs hat mit einer geschwächten Abwehr zu tun.“ Werden Virus-Gene in die DNA eingelagert, kann das die Aktivität von menschlichen Genen stören, die das Wachstum der Zelle kontrollieren.

Ein Tumor entsteht nach Ansicht der Preisträger aber nur, wenn das Immunsystem mit der Bekämpfung solcher entarteter Zellen Schwierigkeiten hat.

Die Krankheit, mit der sich Volker Busskamp beschäftigt, hängt auch mit einer Gen-Mutation zusammen, aber nicht mit Viren. Retinitis pigmentosa ist ein Augenleiden, bei dem Sehzellen in der Netzhaut absterben, was schließlich zu Blindheit führt. Der 36 Jahre alte Dresdner Neurowissenschaftler Busskamp hat mit einem Kollegen die Grundlagen für eine Gentherapie dieser Erkrankung geschaffen. Dafür durfte er den Paul Ehrlich und Ludwig Darmstaedter-Nachwuchspreis im Wert von 60 000 Euro entgegennehmen.

Mit einem Virus, das als „Gen-Taxi“ dient, haben die Forscher die Erbinformation für ein lichtempfindliches Protein in die Netzhautzellen blinder Mäuse eingeschleust. Inzwischen entwickelt ein französisches Start-up-Unternehmen mit Hilfe dieser Erkenntnisse eine Gentherapie für Menschen. Funktioniert die Methode, wird damit ein Stück Sciencefiction Wirklichkeit, wie Busskamp gestern im Pressegespräch erläuterte: Er zeigte ein Bild des Enterprise-Chefingenieurs Geordi La Forge aus der „Star Trek“-Serie. Der Filmheld wurde blind geboren, kann aber mit einer Spezialbrille sehen. So eine Brille müssten auch die Patienten tragen, die nach der französischen Methode behandelt würden, sagte Busskamp. Weil das fremde Sensor-Protein im Auge nur schwache Impulse sende, werde das Licht künstlich verstärkt. zos.